
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 18/2 (1991)

DOI: 10.11588/fr.1991.2.56877

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Roger CHARTIER, *Les origines culturelles de la Révolution Française*, Paris (Seuil) 1990, 244 S.

Der Titel des vorliegenden Buches ist ein »eyecatcher«: Seine Referenz zu Daniel Mornets Arbeit über die »Origines intellectuelles de la Révolution française«, erschienen 1933 und sowohl Fragestellung wie Bezugfeld zahlreicher historiographischer Versuche, die Revolution an ihren Ursprüngen im 18. Jahrhundert aufzusuchen, ist evident. Mornets Programm war zum einen der Versuch einer Summe, jene intellektuellen Wege zu bestimmen; zum anderen ist er weiterhin mehrfach aufgegriffen und diskutiert worden. Zusammenfassend läßt sich ohne Übertreibung feststellen, daß der Zugriff zumindest in dieser Form historiographisch gescheitert ist. Genau hierzu suggeriert der Titel Chartiers ein Gegenprogramm, indem er auf die kulturellen Momente anspielt, welche – im übrigen unter wesentlicher Beteiligung des Autors – in den letzten Jahren in der französischen, aber auch amerikanischen und deutschen Geschichtsschreibung aus dem Vorfeld der Revolution herausgearbeitet worden sind.

Das Grundmuster Chartiers besteht in zwei wesentlichen Gedanken, die er miteinander zu verbinden sucht:

Die Vorstellung von ideellen oder sonstigen Ursprüngen eines Geschehens ist Chartier zum einen suspekt, weil sie kausale Zusammenhänge herstellen will, die für sich nicht abgesichert sind, kontingente Momente und auch andere Perspektiven der Geschichte nicht zulassen. Im Falle der Französischen Revolution erweist sich sogar positiv, daß die aufklärerischen Ideen von allen beteiligten Klassen und Schichten, auch den Gegnern und Opfern der Revolution, geteilt wurden, während umgekehrt die Revolutionäre durch breit diskutierte Pantheonisierung, Readers und vergleichbare Anstrengungen die Philosophen und die Lumières zu den eigenen Wurzeln erklärte. Die Frage nach den Ursprüngen bewegt sich also bereits früh innerhalb der kulturellen Vorstellungswelt der Revolutionäre selbst, die von den Republikanern ebenso übernommen worden ist wie von den Konterrevolutionären und der Reaktion.

Zum anderen erklären sich die Revolutionäre zwar ihr Tun, aber ein großer Teil dessen entzieht sich ihnen in seiner Realität, und zwar nicht nur insofern es in der Selbstdarstellung dem tatsächlichen Geschichtsverlauf nicht entspricht – etwa bezüglich des Bruchs, der die Kontinuitäten in den Hintergrund stellt –, sondern auch hinsichtlich des etwa von Augustin Cochin besonders hervorgehobenen Aspektes, daß sich der revolutionäre Prozeß hinter dem Rücken und über den Köpfen der Handelnden vollzieht. Zu ergänzen wäre noch, daß er sich durch diese Köpfe hindurch realisiert. Dieses Moment spricht Chartier durch seine Referenz zu Norbert Elias an.

Die Verknüpfung beider Momente gelingt nicht durchgängig, was daran zu liegen scheint, daß Chartier nach einer brillanten Einführung in die Problemstellung, in welcher er die »Ursprünge« stringent als legitimierendes Artefakt der Revolutionäre darstellt, dann doch wieder zurückkehrt zu der Mornet immanenten Fragestellung, um sie dann noch einmal zu destruieren.

Am stärksten sind natürlich die Chartier aus eigenen Forschungen bestens vertrauten Abhandlungen über Buchproduktion und Leseverhalten. Er verbindet dies mit einem kritischen Ausflug zu Habermas' Darstellung des Öffentlichkeitsbegriffs und zieht zur Illustration Immanuel Kant als Zeitzeugen hinzu, was den Begriff der Aufklärung und ihrer Öffentlichkeit angeht. Das ist in sich schlüssig. Die Frage ist nur, ob nicht die Immanenz dieser Darstellung genau die zwei von Chartier entwickelten Perspektiven ausschlägt und den von ihm ausdrücklich vermerkten Zusatz vernachlässigt, wonach Aufklärungskultur eben auch das nicht immanent Rationale und Philosophische mit einzubeziehen habe.

Ein ganz wesentliches Argument findet Chartier in seiner Diskussion der Elias'schen Konzeptionalität und des Prozesses der Internationalisierung gewaltfreier Normen, der in der Revolution freiwerdenden noch nicht gebundenen städtischen und bäuerlichen Gewalt, die wiederum durch die republikanische, staatliche Gewalt mit gebändigt wird, wodurch das

staatliche Gewaltmonopol sich letztendlich durchsetzen kann. Diese Dialektik, die Chartier auch anhand der Lesekultur und des Verhältnisses privater Sphäre und politischer Öffentlichkeit demonstriert, gehört zu den zentralen Fragestellungen seines Ansatzes, auch wenn sie nicht im Mittelpunkt des Buches steht.

Dem Leser erschließt sich somit, daß es nicht darum gehen kann, welche Ursprünge welchen revolutionären Phänomenen zuzuordnen sind. Vielmehr stellt Chartier schlüssig und materialreich die Frage nach den Ursprüngen selbst – gleich welcher Art – nachhaltig in Abrede. Wir müssen demgegenüber lernen, in anderen Formen zu denken, wenn wir Ancien Régime und Revolution verstehen wollen. Die Problemstellung der Ursprünge überhaupt ist selbst schon eine interpretative Projektion. Insofern hat Chartiers Arbeit ihren zunächst provokativ verlockenden Titel auf spannende und anregende Weise widerlegt.

Fred E. SCHRADER, Paris

Albert SOBOUL, Dictionnaire historique de la Révolution Française. Publié sous la direction scientifique de Jean-René SURATTEAU et François GENDRON, Paris (Presses Universitaires de France) 1989, XLVII–1132 S.

Im Umfeld des Bicentenaire sind sowohl in Frankreich als auch im Ausland mehrere Wörterbücher zur Französischen Revolution erschienen. Die beiden wichtigsten sind der von François Furet und Mona Ozouf herausgegebene »Dictionnaire critique de la Révolution Française« und der hier vorzustellende »Dictionnaire historique de la Révolution Française«. Dem »Dictionnaire critique« geht es primär nicht um die Darbietung einer möglichst großen Menge von Detailinformationen, sondern um eine kritische Analyse und Interpretation der Revolution anhand relativ weniger zentraler Stichwörter. Er legt den Schwerpunkt auf die politische Geschichte und auf die Geschichte der Ideen und Ideologien sowie auf die Auseinandersetzung der Historiographie mit der Revolution. Er ist »revisionistisch«, steht dem Jakobinismus ablehnend gegenüber und attackiert – nicht immer auf eine faire Art und Weise – die jakobinisch-marxistische Revolutionsforschung. In all diesen Punkten setzt der »Dictionnaire historique« die Akzente anders.

Das Wörterbuch wurde von Albert Soboul initiiert und nach dessen Tod 1982 von Jean-René Suratteau weitergeführt. Viele der Mitarbeiter rekrutieren sich aus dem »Institut d'Histoire de la Révolution Française« an der Sorbonne, das zur Zeit von dem Nachfolger Sobouls, Michel Vovelle, geleitet wird. Das Werk steht also unverkennbar in der Tradition der »lecture jacobine« der Revolution, der im eigenen Selbstverständnis »klassischen«, marxistisch-jakobinischen Interpretation, für die der soziale Gehalt der Revolution, nämlich ihr bürgerlich-antifeudaler Charakter und die entscheidende Beteiligung der »Volksmassen«, maßgeblich ist. Obwohl alle Strömungen des revolutionären Lagers ebenso wie die Gegenrevolutionäre eingehend dargestellt werden, ist nicht zu übersehen, daß die Sympathien vieler Autoren primär den Montagnards – und hier vor allem Robespierre – sowie den radikalen Randgruppen (Enragés, Babouvisten) gelten und die Politik des Jahres II oft als der Maßstab benutzt wird, an dem das Handeln der Revolutionäre gemessen wird. Ihren Höhe- oder besser ihren Tiefpunkt erreicht diese Tendenz in dem peinlich unkritischen Artikel »Robespierre« von Claude Mazauric, der mit den folgenden Worten schließt: »Robespierre eut la passion du devoir jusqu'à l'acceptation de la fatalité mais plus encore la conscience de l'honneur. Homme de gouvernement, il eut le sens de la pérennité de la nation et le sens de l'Etat plus qu'aucun autre, sinon Bonaparte. Homme fraternel, il ne conçut rien de grand qui n'associât le peuple ordinaire à la réalisation des plus grands desseins. Sa place dans l'histoire est unique«. Zum Glück ist diese an den Stalin-Kult vergangener Zeiten erinnernde Panegyrik nicht typisch für die große Mehrzahl der Mitarbeiter des »Dictionnaire historique«, die in der Regel bei aller